

Ann Esswein: „Jahre ohne Sprache“

Wo Männerhände lauern

Von Nils Schniederjann

Büchermarkt, 08.12.2025

Die junge Autorin Ann Esswein erzählt in ihrem zweiten Roman von übergriffigen Männern und einer traumatisierten jungen Frau, der die Worte für ihre Erfahrungen fehlen. Herausgekommen ist ein solider Roman über Schuld, Scham und das Versagen der Justiz.

Der Roman beginnt mit einer Szene von beklemmender Körperlichkeit:

„Die Hand lag auf meinem nackten Oberschenkel wie ein Fisch, nass und schwer. [...] Die Fischhand tastete sich die Gänsehaut entlang, dorthin, wo die Jeans anfang, öffnete den Knopf, grub sich durch die störrischen Haare, stoppte, lauerte. Hier und da ein Schnarchen, sonst kein Laut, als die Hand vordrang, eindrang und so weiter.“

Diese „Fischhand“ wird zum Leitmotiv des Romans. Ann Esswein findet eine Sprache für das, was sich eigentlich nicht in Sprache fassen lässt: die dissoziative Erfahrung eines sexuellen Übergriffs, der in der Betäubung des Alkohols geschieht.

Flucht in die Knopffabrik

Nach dem Übergriff flieht die jugendliche Protagonistin aus der fiktiven Kleinstadt Glanitz. Nicht nur die Stadt, auch ihren eigenen Namen lässt sie hinter sich. Aus Natascha wird Nao – „Nao wie now. Nao wie no“, wie Esswein schreibt. Zuflucht findet sie bei einem Kollektiv in einer verlassenen Knopffabrik. Dort gibt es weder Türen noch Hierarchien, erst recht keine festen Geschlechterrollen. Alles wird geteilt, auch die Körper:

„Keine Berührung meinen wir sexuell. Wir wollen nichts erreichen. Wir sind beste Freund:innen. Wir sind das, was die da draußen eine Familie nennen. Die sind limited, wir sind unlimited. So ist das.“

Ein zentrales Thema des Romans ist die Frage der Schuld. Es geht hauptsächlich nicht um die des Täters, sondern um die diffuse Schuld der Freunde, die in der Nähe waren – und auch um das Verhalten von Nao selbst. Hat sie zu viel getrunken? Hat sie falsche Signale

Ann Esswein

Jahre ohne Sprache

Ecco Verlag

192 Seiten

24,00 Euro

gesendet? Hätte sie sich wehren müssen? Als Nao bei der Polizei aussagen soll, wird die Vernehmung des Polizeibeamten „M. Erich“ zum Verhör über Naos Verhalten:

„M. Erich fragt: ‚Warst du alkoholisiert?‘

Sie sagt: ‚Ja.‘

‚Wie viel hattest du bis zu diesem Zeitpunkt getrunken?‘

Sie zögert sichtlich: ‚Zwei Daiquiri. Einen Wodka.‘“

Die bürokratische Sprache der Polizei kollidiert mit Naos Unfähigkeit, ihre Erfahrung überhaupt in eine Sprache zu übersetzen. Der Beamte will Präzision – „Wie viele Finger?“ – aber Nao kann nur sagen: „Die Hand eben.“ Die kluge Konstruktion solcher Szenen funktioniert, sie zeigen, wie das System der Justiz an der Realität von Traumata scheitert.

Rache als Ausweg

Wenn die Justiz versagt, was bleibt dann? Diese Frage treibt die zweite Hälfte des Romans voran. Zin, der Radikalste im Kollektiv, hat eine Antwort: „Wir müssen ihn töten“, sagt er. Esswein lässt diese Rachefantasie zum Glück nicht unwidersprochen. „Wir leben in einem Rechtsstaat“, lässt sie Ari antworten. Darauf fragt Zin, zu welchen „Richter:innen in diesem Rechtsstaat“ sie gehen könne, um zu sagen, dass Typen wie der Täter „uns kaputt machen“.

Esswein gibt keine einfache Antwort. Zin brennt den Gasthof des Täters nieder – zwar nicht, um ihn zu töten, aber um seine materielle Existenz zu zerstören. Doch auch das löst nichts, das Leben geht weiter wie zuvor. Auch Nao selbst kauft schließlich Benzinkanister und steht nachts vor dem Haus des Täters und stellt sich vor, wie alles in Flammen aufgeht:

„Wäre es besser, wenn die Hand tot ist? Und im Zweifelsfall auch seine Frau, weil sie alles treudoof mitmacht? Soll das Haus in Flammen aufgehen, weil es den Menschen, die an alldem schuld sind, Sicherheit gibt? Dann müsste ich aber auch vor dem Haus meiner Mutter stehen. Und was ist mit mir und unserem Haus?“

Studentisch-Akademische Sprache

Am Ende geht Nao, ohne das Feuer zu legen. Esswein romantisiert die Rache also nicht. Aber sie verurteilt auch nicht die, die sie erträumen. Bei aller Bewunderung für Essweins Mut zur Komplexität hat der Roman leider auch Schwächen. Manchmal springt die Sprache zwischen extremer Verdichtung und allzu bekannten Wendungen hin und her. Da ist die Rede von „Care-Arbeit“, von „alten weißen Männern“, von „Typen, die das System aufrechterhalten“. Männer sind „Chauvis“, „Macker“ oder gleich „nackte und schwitzende Monster“. Diese platitüdereichen Ausflüge in eine studentisch-akademische Weltsicht überlagern zum Teil die Geschichte. Und auch der Schluss des Romans bleibt merkwürdig unentschieden. Nach der Auflösung des Kollektivs kehrt Nao in die Heimatstadt zurück. Die anderen aus dem Kollektiv kommen unangemeldet vorbei und kriechen zu ihr ins Jugendbett:

„Wir vergraben uns in Achselhöhlen und kichern in Nacken, wir rücken zusammen, mein Jugendbett knarzt, und dann schlafen wir ein. Ich denke nicht daran, etwas aus diesem Zimmer einzupacken. Alles, was ich brauche, werden wir schon auf dem Weg finden.“

Dieser letzte Wandtattoo-Satz wird der Komplexität, die Esswein vorher aufbaut, nicht gerecht. Trotz dieser Einwände ist „Jahre ohne Sprache“ ein solider Roman über Traumata, das Versagen von Institutionen und die Sehnsucht nach Gerechtigkeit in einer ungerechten Welt. Das Ergebnis wird nicht jeder Leser und jede Leserin mögen, denn es verweigert sich einer klaren Antwort. Aber es versucht, der Sprachlosigkeit des Traumas eine Form zu geben.